

wenn auch oft mit wenig sichtbarem Erfolg, auf der Seite der Armen stehen. Auf sie, auf uns, wurde alles projiziert, was sich in Jahrhunderten der Unterdrückung, des Kolonialismus und Neokolonialismus, einer Geschichte voller Ungerechtigkeit aufgestaut hatte. Es ist schwer auszuhalten, zu Hause meist zu den politischen Verlierern zu gehören und an einer ökumenischen Tagung zu den Unterdrückern gezählt zu werden. Das kann dann auch zu der ungeduldigen Abwehr führen: „Natürlich müssen wir immer und an allem schuld sein. Das haben wir doch schon zur Genüge gehört und auch selbst gesagt.“ Diese gegenseitigen Unterschiebungen und falschen Einschätzungen sind sehr schwer abzubauen. Darum waren für mich zwei Äußerungen von nahen Mitarbeitern in der Vorbereitungsgruppe am Schluß der Weltversammlung das größte Geschenk. Der oben erwähnte Koreaner sagte: „Jetzt ist alles anders – jetzt sind wir Verbündete“, und ein Lateinamerikaner stellte fest: „Zum erstenmal bin ich zur Überzeugung gekommen, daß ihr wirklich mit uns zusammen kämpft.“

Konsequenzen für die Kirchen?

Diese sehr persönliche, nicht umfassende Analyse eines Lernprozesses kann vielleicht zur Überprüfung eigenen Verhaltens in „politischer Diakonie“ helfen. Einige allgemeinere Empfehlungen möchte ich trotzdem an den Schluß dieses Berichts stellen:

– Die Texte von Seoul und diejenigen der Basler Versammlung von 1989 verdienen es, in unseren Kirchen und Gemeinden studiert zu werden. Sie dürfen nicht Papier bleiben.

– Begegnungen mit Menschen aus der Dritten Welt und möglichst genaue Informationen sind dringend nötig.

– Noch nötiger ist die Auseinandersetzung mit unserer eigenen Situation. Im Zeitalter einer Neugestaltung von Europa (West und Ost) müssen wir Christen uns mit Europas Stellung in der Welt auseinandersetzen. Wird das „europäische Haus“ eine Festung oder ein Wohnhaus, in dem auch Gäste willkommen sind? Was für eine Bedeutung wird das Wirtschaftswachstum haben? Was für eine Rolle wird der christliche Glaube spielen? Und die Kirchen?

Dazu einige Sätze aus dem Schlußdokument von Seoul:

Es ist erforderlich, „daß Wirtschaftspolitik und Politik von den Grundbedürfnissen einer Gesellschaft und ihrer Mitglieder bestimmt werden und nicht von den rein ökonomischen Zielen und Interessen transnationaler Konzerne und internationaler Währungsinstitutionen wie dem Weltwährungsfonds und der Weltbank“.

„... daß Kirchen und kirchliche Einrichtungen ihre Mitglieder ökonomisch ‚alphabetisieren‘, indem sie sie über die Funktionsweise von Wirtschaftsordnungen und Wirtschaftspolitik aufklären“.

„... daß wir den 500. Jahrestag der Invasion des amerikanischen Kontinents nicht als Anlaß zur Feier betrachten, sondern als Grund zum Sündenbekenntnis, zur Wiedergutmachung und zur Reue für den brutalen Völkermord an den Einwohnern und für deren rücksichtslose Ausbeutung“.

Das sind alles sehr praktische Anliegen. Sie wurden formuliert von Christen, die sich selbst neu in die Gemeinschaft des Bundes Gottes hineinstellten, eines Bundes, der von Gottes Seite unverbrüchlich ist, den wir Menschen aber leicht vergessen. Ich hoffe, daß für viele, die in Seoul waren oder innerlich daran teilnahmen, gilt: „Alles ist verändert – wir sind Verbündete“ – mit Gott und miteinander.

Praxis

Klemens Hampe

Der Sozialdienst der Pfarre St. Clemens in Münster-Hiltrup

Für einen Beitrag unter der Rubrik „Praxis“ etwas ungewohnt, wird hier den vielfältigen Tätigkeiten des Sozialdienstes von Hiltrup ein grundsätzlicher Teil vorangeschickt über die glaubensmäßige Basis und das Verständnis der Diakonie. Mit A. Delp werden wir zur „Umkehr in die Diakonie“ eingeladen, um, befreit von unserem Hochmut, mit allen Menschen als unseren Schwestern und Brüdern auf gleicher Ebene umzugehen. Daß dann Öffentlichkeitsarbeit zum Abbau von

Vorurteilen und zur Veränderung krank- und armmachender Strukturen dazugehört, versteht sich wohl von selbst. red

Theologische Grundlagen, Arbeitsweisen und Einrichtungen

Das Ziel unseres christlich-sozialen Engagements ist, daß wir in der Gemeinde eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern werden, in der sich Christus als unser Bruder nicht nur in der Eucharistie, sondern in allen Gemeindemitgliedern wohl fühlt. In einer solchen Gemeinde schaut keiner zum anderen herunter, läßt sich keiner zu den Armen herab, sieht keiner zu Titel- und Amtsträgern hinauf. Vor Gott und den Menschen sind wir alle gleich. Keiner steht in einer christlichen Gemeinde abseits, weder der Nichtseßhafte noch der Armutsasylant, der Strafgefangene oder der Reiche, dem es schwerfällt zu teilen.

Das Ziel christlicher Diakonie ist, daß alle Gemeindemitglieder menschenwürdig leben können, daß jeder, der in Not gerät, eine Anlaufstelle hat, wo er Hilfe erwarten kann, ohne sich zu erniedrigen. Das Ziel dieses Engagements ist es nicht, daß sich alle in dieser Gemeinde wohl fühlen und sich zufrieden zurücklehnen können. Es kann auch Anlaß zum Widerspruch geben, vielleicht sogar zum Streit der Meinungen. Damit muß man auch in einer christlichen Gemeinde rechnen. Auch das gehört zu einer lebendigen Gemeinde.

Diakonie, eine Medaille mit zwei verschiedenen Seiten

Arme, notleidende Menschen werden in unseren Gemeinden nicht mehr wie selbstverständlich von christlicher Nächstenliebe der Schwestern und Brüder getragen. Das hat Gründe:

Die Kirchengemeinden sind sehr groß. Bei uns zählt sie über zehntausend Getaufte. Eine große Anonymität ist die Folge, die sich durch den Zerfall von immer mehr Familien potenziert. Die Zahl der Alleinlebenden steigt stetig an. Daß sich Nachbarn kennen, ist die Ausnahme, daß sie sich helfen, eine Seltenheit. Hinzu kommt, daß die Armut und Bedürftigkeit der Menschen deutlich zugenommen hat. Vor 30 Jahren gab es in Hil-

trup keine zehn Familien, die in Armut lebten. Sie wurden von der Gemeindegemeinschaft betreut. Heute sind in Hiltrup 10% der Haushaltungen Bezieher von Sozialhilfen.

Das ist die eine Seite der Medaille Diakonie, die Seite der Armut und Bedürftigkeit von Gemeindemitgliedern.

Andererseits stehen die sogenannten praktizierenden Christen, die in Mehrheit aus der Mittel- und Oberschicht kommen. Sie bestimmen in den leitenden Gremien der Gemeinde, in den Vereinen und Gruppen und ergeben im Sonntagsgottesdienst und auf den Parkstreifen vor der Kirche ein Bild des Wohlstands. Ich gehöre zu ihnen. Viele von ihnen gehen davon aus, daß dieser Wohlstand allein das Ergebnis ihres persönlichen Fleißes ist. Sie sind stolz auf das, was sie geleistet haben, und streben nach mehr in vielerlei Hinsicht. Unser Leistungssystem, in dem ihr Fleiß belohnt wird, empfinden sie als ein gerechtes, wenn nicht sogar gottgewolltes System. Sie sind der festen Überzeugung, daß es in unserer sogenannten freien und sozialen Marktwirtschaft ein jeder zu etwas bringen kann. Wer das nicht schafft, ist ein Versager. Diese Verurteilung trifft den namentlich bekannten Nachbarn wie ganze Gruppen in und außerhalb unserer Gemeinden. Unsere Politiker können ihre sozialen Hilfen kürzen, immer mehr Zwangsräumungen zulassen, Asylanten in Container einsperren, mit Wertgutscheinen schikanieren und in menschenbedrohende Schicksale abschieben. Nur eines dürfen die Politiker nicht, wenn wir sie wiederwählen sollen, unseren „ehrlich verdienten“ Wohlstand kürzen. Dieses Verhalten ist in den meisten Fällen nicht gewollter sündhafter Egoismus, sondern die Folge einer von Wirtschaft und Politik gesteuerten Informationspolitik. Deshalb hat die Medaille der Diakonie in den Kirchengemeinden eine zweite Seite, die des Hochmuts.

Somit geht es der Diakonie in den Kirchengemeinden um zweierlei. Einmal soll den notleidenden Menschen geholfen werden. Gleichzeitig geht es aber darum, das Bewußtsein der Gemeindemitglieder zu verändern. Sie müssen auf einen Weg gebracht werden, auf dem sie erst einmal Armut in ihrer Gemeinde anerkennen und Verständnis für die Situation eines Bedürftigen, Notlei-

denden aufbringen und auch in ihnen ihre Schwestern und Brüder erkennen.

Die Konsequenzen meines christlichen Gottes- und Menschenbildes für die ganz praktische Sozialarbeit in einer Kirchengemeinde

Wenn der allmächtige Gott mein Vater bzw. meine Mutter ist, so fühle ich mich keineswegs alleingelassen gegenüber der gewaltigen Not um mich herum. Resignation und Streß würden dem göttlichen Handeln durch mich widersprechen. Er trägt weitgehend die Verantwortung für mein Tun. Mein Engagement ist mehr ein Spiel vor Gott.

Wenn ich ein Ebenbild Gottes bin, dann habe ich große Fähigkeiten. Diese Gaben muß ich in mir suchen, entwickeln und einsetzen. So bin ich klein und groß zugleich. Christus hat viele Kranke geheilt, längst nicht alle. Er hat einige Menschen von den Toten erweckt, aber nur vorübergehend. Sein Wirken war bis zu seinem Tode endlich, menschlich.

Das Reich Gottes wurde durch sein Tun für Augenblicke sichtbar. Das reichte ihm zur Erfüllung seines Auftrages, mir auch.

Wenn wir alle Schwestern und Brüder sind, dann verliert in der Diakonie jede Kirchengemeinde ihren Rahmen. So kann kein Mensch abgewiesen werden, weil er einer anderen Konfession angehört, aus der Kirche ausgetreten ist, weil er eine andere Hautfarbe hat, weil er ein Ausländer ist.

Wir nehmen uns aller Menschen an, die von uns Hilfe erwarten. Oft können wir mit den Mitteln des Sozialdienstes helfen. Bei schwierigen Sachproblemen stehen uns Gemeindemitglieder mit Sachverstand aus den verschiedensten Bereichen zur Verfügung. Daneben haben sich Gemeindemitglieder gemeldet, die in bestimmten Fällen persönlich einspringen. Schließlich arbeiten wir mit den Beratungsstellen und den Ämtern der Stadt und der Wohlfahrtsverbände zusammen und leiten zu ihnen über.

Wenn wir Menschen vor Gott alle schuldig sind, wenn wir selbst in sündhaften Systemen leben und von ihnen profitieren, dann sollte keiner von uns sich zum Richter über den anderen machen. So wird in den Gesprächen nie die Schuldfrage gestellt, es sei denn, sie wird vom Betroffenen aufgeworfen, weil sie ihn belastet. Es darf keiner persönlich

verurteilt werden. Dem widerspricht es nicht, bestimmtes Tun zu verurteilen. Ich kann nicht den einzelnen Soldaten verurteilen, der von der Waffe Gebrauch gemacht hat. Ich kann aber und muß sogar den Krieg verurteilen.

Wenn der Mensch im Grunde gut ist, dann muß ich die Schilderung seiner Situation als wahr annehmen. Treten Unwahrheiten auf, werden sie deutlich gemacht und vergessen, damit das Gespräch im Vertrauen auf den anderen fortgesetzt werden kann.

Die Gemeinde sollte sich nicht nur im Einzelfall für das Recht einsetzen. Sie sollte sich auch in der Öffentlichkeit vor Gruppen von Menschen stellen, die man global beschimpft und verurteilt. Dazu gehört Mut.

Christen wagen es, in offene Situationen hineinzuhandeln, angreifbar zu sein, ständig unter Kritik zu leben.

Christen setzen sich ein für Veränderungen des Bewußtseins der Menschen und der sie umgebenden notschaffenden Systeme, damit das Leben auf dieser Erde weitergeht, mit weniger Not, glücklicher für immer mehr Menschen. Das erscheint mir ein Weg auf dem Gebiet der Diakonie in der Nachfolge Christi zu sein.

Der schrittweise Aufbau des Sozialdienstes in unserer Pfarre

1958 flüchtete meine Familie aus der ehemaligen DDR in die BRD. Wir besaßen nichts. Dort war ich Dozent, hier Hilfsarbeiter. Den ersten Kontakt zur Kirchengemeinde bekamen wir über einen Familienkreis, der sich monatlich beim Pfarrer traf. Bei einem solchen Treffen schellte das Telefon. Ein Vater von drei kleinen Kindern hatte soeben seine Frau ins Krankenhaus bringen müssen und war nun ratlos. Junge Ehepaare sprangen sofort ein; der Pfarrer hätte nicht helfen können. Diese Begebenheit war der Anlaß, die erste Helferkartei einzurichten. Ursprünglich war sie zur Vermittlung von Hilfen innerhalb des Familienkreises gedacht. Die vielen Nachfragen aus Notsituationen und von HelferInnen zwangen uns zum Aufbau einer Organisation „Nachbarschaftshilfe“, die sich heute über drei Kirchengemeinden Hiltrups spannt, verantwortet von drei Einsatzleiterinnen. Sie vermitteln jährlich über

150 Einsätze sog. „kleiner Hilfen“ neben denen der Familien- und Altenpflegestationen.

Zu den Bitten um persönliche Hilfen traten bald auch materielle Wünsche z. B. nach Winterkleidung, Babyausstattungen, nach Möbeln und Haushaltwaren. Sie ergänzten sich oft mit Spenden solcher Gegenstände, weil es zu schade erschien, sie auf den Müll zu werfen. Dann wurde es immer häufiger, daß wir Menschen in unterschiedlichen Not-situationen gegenüberaßen. So stellten wir uns nie die Frage: Was können wir auf dem sozialen Sektor noch tun? Es ging vielmehr darum, wie wir den vielen Nachfragen gerecht werden können. Wir schritten nicht zielbewußt voran, wir ließen uns treiben, aber auch nicht antreiben. So wuchs der Sozialdienst ganz langsam, Schritt für Schritt, stetig über 30 Jahre. Er ist einem Lebewesen gleich. Da läuft eine Maßnahme aus, dort verändert sie ihre Richtung, hier lassen neue Bedürfnisse eine neue Maßnahme entstehen. Weil wir von Anfang an auf eine intensive Öffentlichkeitsarbeit Wert legen, finden sich auch immer wieder Gemeindemitglieder mit den unterschiedlichsten Begabungen von Putzhilfen über Betreuer bei Jugendmaßnahmen bis hin zu GestalterInnen von Gottesdiensten entsprechender Thematik. Bereitschaft zum sozialen Engagement findet man, so glaube ich, in jeder Gemeinde. Mir erscheint der Schlüssel zu einer positiven Arbeit darin zu liegen, daß die Geistlichen uns frei wirken lassen, wohl eingebunden in die Arbeit des Pfarrgemeinderates, aber nicht gegängelt. Es muß aber hinzukommen, daß die Verantwortlichen der Maßnahmen im Sozialdienst ebenso eigenverantwortlich auftreten können und diese Verantwortung nach unten weitergeben. Auf diesem Wege entstand bei uns ein Sozialdienst mit über 300 MitarbeiterInnen, die in zehn Maßnahmen tätig sind, und das bei einem Jahreshaushalt von über 270.000 DM.

Die Grundstruktur der einzelnen sozialen Maßnahmen

Die CaritassammlerInnen

erhielten ein neues Image. Wenn Not hinter geschlossenen Türen gelebt wird, dann haben die CaritassammlerInnen am ehesten einen Zutritt. Früher gingen einige Damen in

ihren großen Sammelbezirken zu den Gemeindemitgliedern, die gut spendeten. Sind aber nicht gerade die anderen die Zielgruppe einer christlichen Gemeinde? Deshalb warben wir um viele neue SammlerInnen, die somit kleine Bezirke von etwa 20 Haushaltungen erhielten. Sie sollen alle Haushaltungen aufsuchen und wissen, daß nun mehr von ihnen verlangt wird, nämlich ein offenes Bekenntnis, die Notwendigkeit, Kritik zu hören, Fragen beantworten zu müssen, Beleidigungen zu ertragen, ein offenes Ohr für Nöte zu haben und gegebenenfalls um eine Spende zu bitten. Damit haben sie ein wichtiges kirchliches Amt, das die Verbindung zur Basis herstellt.

Die Einzelhilfe

ist mein Aufgabenbereich. Die Grundhaltung in den Gesprächen wurde bereits beschrieben, wie sie sich aus einem christlichen Menschenbild ergibt.

Bei der Vielfalt der zwischenmenschlichen Konfliktmöglichkeiten ist es nicht möglich, hier Methoden zu beschreiben. Sicher muß man intensiv und lange zuhören können, viele Sachinformationen einholen und eine Palette von Wegen aufzeigen. Die Entscheidung trifft der andere aus sich heraus. Hier bin ich überfordert.

Bei finanziellen, materiellen Schwierigkeiten besteht das Problem darin, die Grenze zwischen momentaner Hilfe und der Stärkung der Eigenverantwortlichkeit zu treffen. Soll ich eine Zeitlang das Privatkonto verwalten, bei schwierigen Einkäufen eine Begleitung mitschicken, gebe ich einen Einkaufsschein für Lebensmittel oder Bargeld? Dauerhilfen zerstören die Eigenverantwortlichkeit vollends. Meist gibt es in den betreffenden Haushaltungen Menschen, die Bestimmtes können. Dies vermitteln wir in andere Familien oder in Einrichtungen des Sozialdienstes. Dafür erhalten sie Zuwendungen.

Das Möbellager

hat heute eine Ausstellungsfläche von 300 m². Ein Möbelwagen wurde angeschafft, und sechs MitarbeiterInnen sind stundenweise eingestellt. Gesamtkosten im Jahr 45.000 DM. Wir nehmen nur gespendete Möbel an. Das Angebot ist von uns nicht zu bewältigen. Die Gegenstände werden mit einer Kostenum-

lage an jedermann verkauft (Schlafzimmer komplett 100 DM, Stuhl 5 DM). Einige Teile sind Bedürftigen vorbehalten. Sie erhalten die Möbel zum geringeren Preis oder sogar unentgeltlich. So trägt der eine die Kosten des anderen mit, und trotzdem wird allen geholfen.

Die Kleiderkammern

für Frauen, Kinder und Männer sind mit fünf MitarbeiterInnen besetzt, die ebenfalls stundenweise arbeiten. Jährlich gehen hier etwa 30 t guterhaltene getragene Kleidung hindurch. Im vorigen Jahr kleideten wir 2500 Personen ein. Die Bedürftigkeit wird nicht geprüft. Bei besonderen Größen oder für Babyausstattungen wird gesammelt und nach Bedürftigkeit gestaffelt. Die Ausgabe geschieht zu vereinbarten Terminen, wenn Anonymität gewünscht wird, oder an einem Nachmittags in der Woche für alle. Es wird eine Schutzgebühr von z. B. 1 DM pro Kleid oder 5 DM pro Anzug erhoben. Von dieser Gebühr kann auch befreit werden.

Das Sozialbüro

ist die Anlaufstelle für „alles Soziales“ der Pfarre. Hier kommen alle Meldungen und Anfragen bezüglich der beschriebenen Maßnahmen zusammen. Außerdem werden hier folgende Maßnahmen organisiert: Stadtranderholung für fast 200 Grundschüler Hiltrups über drei Wochen in den Sommerferien, der Familien- und Seniorenurlaub, Mutter-Kind-Kuren, die Spielstube für verhaltensauffällige Grundschüler sowie für die Eingliederung von ausländischen Schülern. Das Sozialbüro ist werktags je fünf Stunden geöffnet. Besetzt wird es von den zehn MitarbeiterInnen, die die Maßnahmen leiten und organisieren.

Die Mehrzahl der MitarbeiterInnen ist ehrenamtlich tätig; die im Sozialbüro und in den Kleiderkammern beschäftigten Personen erhalten eine Pauschale bis zu 200 DM monatlich, die im Möbellager 10 DM/Std., die Betreuer in der Spielstube 120 DM mtl. und die Betreuer der Stadtranderholung einmalig 300 DM als Aufwandsentschädigung.

Die Öffentlichkeitsarbeit des Sozialdienstes
der Weg zu einer politischen Diakonie in einer Kirchengemeinde

In dem sonntäglichen Informationsblatt, das zu den Gottesdiensten verteilt wird, in den Pfarrbriefen und in der Ortspresse veröffentlichen wir die Situationen, in denen wir noch nicht helfen konnten. Man kann da nicht nur lesen: „Fahrrad gesucht“, sondern: „Vater von drei Kindern, seit vier Jahren arbeitslos, erhielt einen Arbeitsplatz, 6 km von seiner Wohnung entfernt. Er braucht dringend ein Fahrrad.“ Auf diese Weise werden die Situationen, in denen Bedürftige leben, plastisch öffentlich gemacht.

Wir geben im Möbellager, in den Kleiderkammern und im Sozialbüro Pressekonferenzen, um auf den Umfang und die Notwendigkeit der Sozialarbeit hinweisen zu können. Not und Armut werden sichtbar, wenn jeweils dienstags um 15.00 Uhr, ein Termin, an dem man ohne Anmeldung in den Kleiderkammern bedient wird, über 50 Personen anstehen. Jedes Jahr werden in einem 24seitigen Bericht die Arbeit des Sozialdienstes genau dargestellt und die Verwendung der Spendengelder aufgezeigt. Er wird an alle Haushaltungen innerhalb der Pfarrgrenzen verteilt. Hier sowie in den anderen Pfarrbriefen als auch bei der Predigt zum Caritassonntag werden Statistiken über die Not in Hiltrup und Münster veröffentlicht, ebenso die Höhe der Sozialhilfesätze, die Wirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit auf deren Familien, die Herkunft bestimmter in Hiltrup lebender Asylantenfamilien und die Folgen ihrer eventuellen Abschiebung beschrieben. Damit stellen wir uns vor Gruppen, einheimische und ausländische, die z. T. gehaßt oder beschimpft werden.

Als Sozialausschuß des Pfarrgemeinderats protestierten wir öffentlich gegen die 25prozentige Kürzung der Kleiderbeihilfen des Sozialamtes der Stadt, weil es Kleiderkammern gibt. Die Stadt nahm diese Kürzung zurück.

Wir sammelten Unterschriften gegen die globale Ausgabe von Wertgutscheinen anstelle von Bargeld für Asylanten. Wir schrieben Briefe an die Schulleiter der weiterführenden Schulen in Hiltrup und erklärten die Auswirkung von teuren Klassenfahrten für Familien mit geringem Einkommen.

Nun planen Gemeindemitglieder die Bildung eines Erste-Welt-Kreises. Auch hier

gibt es armmachende Strukturen, die offenzulegen sind. Auch hier werden Arme unterdrückt und Arbeitslose ausgebeutet. Auch hier liegen Niedriglöhne an der Grenze zu Sozialhilfesätzen. Das Wissen hierüber ist in unserer Bevölkerung sehr gering, weil man sie nicht informiert. Das ist Absicht, aber nur so können die Politiker die Armen auch bei uns an den Rand der Gesellschaft drücken. Bei dieser Arbeit müssen die Armen in der Gemeinde selbst beteiligt werden. Sie sollen ihre Armut nicht als unabwendbares Schicksal ansehen. In ihnen stecken eine Kraft und ein zu weckendes Bedürfnis, in ihnen stecken Intelligenz und Phantasie. Auch wir, die es gut mit ihnen meinen, behandeln sie oft so, als ob die Armen so hoffnungslos hilflos und machtlos seien. Das ist bereits eine Deklassierung dieser Menschen. Hier ist bei uns ein Umdenken notwendig. Vielleicht müssen wir sogar von den Armen lernen. Sie haben Einsichten und Denkweisen, die wir nicht haben, weil wir so sehr gebildet sind. Dazu gehört Demut. Vielleicht reicht Demut am Ende nicht. Wenn wir uns mit den Armen in unseren Kirchengemeinden solidarisieren wollen, dann müssen wir auch unseren Lebensstil ändern. Wir müssen bewußter essen und trinken, bewußter einkaufen und bewußter genießen, d. h. einfacher leben, und das nicht durch bedauernden Verzicht. „Aus dem Mercedes heraus“ ist soziales Engagement auf christlicher Basis nicht glaubwürdig.

Maria von Wyl

SOS-Dienst der Pfarreien von Kriens

Im Unterschied zur umfassenden diakonischen Arbeit mit den und für die bedürftigen Menschen, wie dem vorausgehenden Beitrag zu entnehmen ist, wird hier ein Beispiel einer pfarrlichen SOS-Hilfe beschrieben, wie sie wohl in jeder größeren Pfarre möglich ist. Auf den Aufbau von Kontakten zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen und dem Abbau von Vorurteilen wird auch hier großer Wert gelegt.

red

Motivation und Entwicklung

Vor sechzehn Jahren entschlossen sich ein paar Pfarreiratsmitglieder, einen SOS-Dienst aufzubauen. Sie erlebten, wie durch die große Bautätigkeit viele neue Einwohner in die Gemeinde zogen. Für sie und auch für längst Niedergelassene blieb die spontane Nachbarschaftshilfe oftmals aus. Von plötzlichen Notsituationen Betroffene gerieten dadurch in arge Bedrängnis. Diesen neuen, alleinstehenden, älteren oder plötzlich erkrankten Mitmenschen sollte mit einem organisierten Hilfsangebot rasche Erleichterung ermöglicht werden.

Einerseits bewegten echt humanitäre Gründe zum Start dieses SOS-Dienstes. Dazu kamen andererseits auch Überlegungen von der Synode 72 (Soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz). Zutiefst aber wußten sie sich der angebrochenen und im Neuen Testament bezeugten Gottesherrschaft verpflichtet. Wie sich Gott schon im Alten Testament als Jahwe (das bedeutet frei übertragen: „Ich bin, der für Euch da sein wird“) geoffenbart hat*, so erkannten sie auch im Wirken Jesu dieses Angebot von Gottes Liebe und Zuwendung zu den Menschen. „Jesus hat die Anliegen und Sorgen, die Nöte und das Leid der Menschen um sich herum ernst genommen, er hat diesen Menschen im Namen und in der Kraft Gottes Hilfe zugesprochen und dies für die Betroffenen auch erfahrbar gemacht.“ Die künftigen SOS-Helferinnen schlossen sich diesem Grundanliegen der Sendung Jesu an und wollten sich durch verschiedene Notsituationen ihrer Mitmenschen herausfordern lassen. Sie gaben im Pfarreiblatt den SOS-Dienst bekannt. Das Bedürfnis nach diesem Angebot bestätigte sich immer mehr. Erste SOS-Helferinnen halfen in verschiedenen Situationen. Als eine einsame, gehbehinderte Frau ihre einzige Bezugsperson infolge „Herzschlags“ verlor, übernahm sofort eine Helferin die notwendigen Botengänge. Eine plötzlich erkrankte Mutter hat um eine SOS-Helferin gebeten, die das Mittagessen für die Kinder zubereiten würde. Nach zwei Tagen erhielt diese Familie dann eine Familienhelferin, die ganztags dort arbeiten konnte. Ein älterer, seh-

* Vgl. dazu W. Kirchscläger, Kleiner Grundkurs Bibel, Stuttgart 1990, bes. S. 9 und 13.